

33 Tage

Chronik einer Entführung

Von Zeha Schröder und Jan-Christoph Tonigs

Personen:

Das Opfer

Das Gegenüber (Kriminalassistent, Engländer, Hausbewohner)

1 So ist das also

- So ist das also. So ist das. Der Keller bleibt in meinem Leben und wird trotzdem nicht zu einem Teil davon. Er ist und bleibt die Katastrophe, die Vergewaltigung. Wissen Sie... ab und zu gibt es Augenblicke, in denen ich mich nach der reduzierten Situation hier drinnen zurücksehne. Wenn einem das Leben zu kompliziert vorkommt und nicht der ganzen Mühe wert - dann kann es sein, dass man plötzlich den Wunsch verspürt, wieder angekettet zu sein, wieder hier unten, in einem engen Verschlag, den man so gut kennt wie nichts auf der Welt. Wie kann das sein? Woher kommt diese grauenhafte Sehnsucht? Ich glaube, es ist eigentlich ganz einfach: Hier, in diesen vier Wänden, hatte die Empfindung des Aus-der-Welt-Seins ihren Platz. Da draußen, in der Welt, hat sie keinen. Mit diesen Empfindungen bin ich nur hier zuhause gewesen.... Matratze. Klapptisch. Campingtoilette. Da die Verschraubung für die Fußkette.

- Wie haben Sie es fünf Wochen lang hier unten ausgehalten?

- Woran erkennen Sie denn, dass ich es ausgehalten habe? Oder, anders gefragt: wie sähe „nicht aushalten“ Ihrer Meinung nach denn aus? Ich hatte ja nicht die Wahl aufzugeben. Oft hätte ich mir das gewünscht. Aber das setzt voraus, dass man Handlungsspielräume hat, und ich hatte keine. Ich habe einfach hier unten gesessen und gewartet...

Einen Tag brauchst du allein, um dir einzugestehen, dass das die Wirklichkeit ist, die Wirklichkeit und nichts anderes. Und nicht der Scherz eines Fernseheteams, das gleich zur Tür hereinkommt und „Verstehen Sie Spaß?“ brüllt. Andererseits hätte die Wirklichkeit auch anders aussehen können. Ich hätte schon tot sein können.

Am zweiten Tag wirst du zum ersten Mal angesprochen: „Do you speak English?“ - „Yes, of course.“ - Du hörst, wenn alles gutgeht mit der Übergabe, dauert es noch fünf Tage, und das trifft dich wie ein Schlag. Fünf Tage. Das kommt dir vor wie eine Ewigkeit. Aber nach 14 Tagen, wenn du dich nach der dritten gescheiterten Übergabe auf weitere zwei Wochen einstellst, ist das zwar schlimm, aber du hast gelernt, dass man auch solche Tiefpunkte übersteht. Du hast schon angefangen, dich daran zu gewöhnen. Du nimmst dir ein Buch.

In der dritten Woche fängst du an, dich zu fragen, ob die da draußen deine Situation ernst genug nehmen. Du weißt ja nichts von den Dilletantismen deiner Entführer und der Polizei, und das ist auch besser so. Du weißt nichts davon, wenn nach vier Wochen die Polizei aus dem Haus geworfen und eine private Sicherheitsfirma eingeschaltet wird. Du findest nur eines Morgens einen Zettel neben dem Frühstücksteller: „Zahlung erfolgreich. Freilassung morgen abend.“

Eigentlich müsste man in so einem Moment in Jubel ausbrechen - aber das ging nicht. Ich konnte nicht. Und trotzdem: ein Gefühl existenzieller Dankbarkeit. „Erlösung“, kam mir in den Sinn. Was macht ein Atheist mit so einem Gefühl? Er hört auf, Spinnen zu töten, beispielsweise. In den Tagen zuvor hatte ich das getan, sicher 20-mal. Ich mochte die Vorstellung nicht, dass sie mir nachts im Schlaf aufs Gesicht fielen, und es waren definitiv zu

viele hierdrin. Aber jetzt war da eine, die mir beinahe vor die Füße lief, ich hätte nur zutreten müssen. Doch ich tat es nicht, auch danach nicht mehr. Keine einzige mehr in den letzten 2 Tagen. Wenn ich sagen sollte, was ich unter „Blasphemie“ verstehe: hier unten eine Spinne töten.

2 Kipferl, Kasperl, Weinerl

Wissen Sie, ich habe diese Stelle unzählige Male angefasst, habe sie angestarrt, bin mit dem zweiten und dritten Finger in die Bohrlöcher gefahren. Und irgendwann habe ich mich gefragt, was mich eigentlich so fasziniert daran, und es ist mir eingefallen -- sie erinnert mich an eine Szene aus „Robbi, Tobbi und das Fliewatüüt“, an die Stelle, wo Tobbi eine Geheimtür entdeckt: Er fährt mit den Fingern über einen Bilderrahmen, bemerkt eine Ausbuchtung im Holz und bewegt sie zur Seite. Da plötzlich schwingt das Bild des „Großen Magiers“ nach oben wie ein Garagentor, ein Geheimgang kommt zum Vorschein, „und ein modriger Geruch steigt ihnen in die Nasen“. Das war wohl meine heimliche Sehnsucht, die sich mit dieser Kerbe in der Mauer verband: durch Zauberei und mysteriöse Tricks hier herauszukommen... Übrigens entpuppt sich der geheime Gang im Buch als Sackgasse, die vor einer Granitplatte endet, und davon abgesehen war ich ja ohnehin angekettet und hätte einen eventuellen „Fluchtschacht“ auch gar nicht betreten können. Trotzdem kamen mir noch ein paar ähnliche Passagen aus Kinderbüchern in den Sinn, insbesondere dieses Kapitel aus „Kasperle auf Burg Himmelhoch“, wo Kasperle durch einen Geheimgang vom Kerker in den Weinkeller gelangt. Das war zwar auch kein Fluchtweg, aber immerhin trinkt Kasperle dann „den Lieblingswein des Herzogs“ leer...

„You must have been drunk, otherwise you wouldn't have defended, right?“ - hat derjenige, den ich für mich den „Engländer“ nannte, einmal gesagt. Tatsächlich hatte ich an diesem Abend etwas Wein getrunken. Aber andererseits scheint mir, diese Frage macht vor allem deutlich, wie wenig sie offenbar mit einer Gegenwehr meinerseits gerechnet hatten. Ich hatte mich verteidigt, aber nicht weil ich im Suff und deshalb töricht war, sondern weil ich mich das schon öfter gefragt hatte: Was kann einer tun, wenn er überfallen wird? Einem professionellen Gangster oder Schläger gegenüber steht man wahrscheinlich allemal eher schlecht da, und geprügelt habe ich mich zum letzten Mal am Tag meiner Einschulung, mit Rainer Fichthorn, der einen vollen Kopf größer war als ich und vor dem ich mich nur mit einem verzweifelten Kopfsprung unter seine Kinnlade retten konnte, als er mich von hinten umklammerte. Nein, eine Chance habe ich nur, so lautete in etwa meine Theorie, wo ich mehr Schmerzen - oder mehr Krawall - verursache, als mein Gegenüber erwartet.

Dementsprechend lief ich nicht weg, sondern sprang auf meinen Angreifer zu und versuchte, meine Daumen durch die Strumpfmassage hindurch tief in seine Augenhöhlen zu pressen. Versuchte, meine Hemmungen zu unterdrücken, versuchte wirklich, ihn „außer Gefecht“ zu setzen, ihn zu verletzen, ihm unerwartete Schmerzen zuzufügen.

Eigentlich war das nicht nur leichtsinnig, es war lächerlich: Ich meine mich zu erinnern, dass mein Gegner aufschrie, ich selber brüllte auch, so weit ich weiß, aber vielleicht passierte das alles auch in völliger Stille, ich bin mir nicht sicher. So oder so, es war nur ein kurzer Augenblick, und dann erhielt ich einen Schlag auf den Hinterkopf, denn natürlich war da noch ein Zweiter im Gebüsch gewesen, meine Brille zersplitterte auf dem Asphalt (und im selben Moment hatte der moderne Intellektuelle auch schon kapituliert), und mein Kopf wurde gegen die Betonmauer geschlagen.

- Think about Oetker. This is still the de luxe version of it. Under normal circumstances, you wouldn't live any more at all. You have made a deadly mistake. You tore off one man's mask, and you saw his face.

- Oh, I... I don't remember this. And I surely don't remember his face. You can believe me.

- Anyway, this doesn't matter any more. You know, people under shock cannot remember things very precisely. And the other guy is already far away...

- So gesehen hätte ich mir also die Platzwunden im Gesicht und die gebrochene Nase also vielleicht ersparen können. Nichtsdestotrotz bereue ich meine Gegenwehr nicht: Immerhin,

das waren Leute, die davon ausgegangen waren, ich würde bereits beim bloßen Anblick eines vermummten Schlägers klein beigeben und mich einfach so einkassieren lassen.

- Don't exaggerate. It's just business... (Ab.)

- Just business. Eine Standardformulierung des Engländers. Aber diese Idee des geschäftsmäßigen, reibungslosen Kidnappings wurde schon durch die Blutlache in meiner Einfahrt widerlegt, und das erfüllt mich im Nachhinein mit einer gewissen zwiespältigen Befriedigung. Zudem habe ich trotz der ungleichen Chancen versucht, meinen Entführer zu überwältigen, zumindest zu verletzen. Es ist mir, leider, nicht wirklich geglückt.

3 Gewalt, Hass, Sympathie

Später hörte ich übrigens in den Nachrichten, dass einer der Entführer bei seiner Verhaftung versucht hat, sich die Pulsadern aufzuschneiden, und ich muss zugeben, das habe ich ihm gegönnt. Ich schäme mich dessen nicht. Einer, der weit mehr Grund zu hassen hatte als ich, berichtete mir, er habe sich über die Größe seines Hasses geschämt. Ich respektiere die Kraft, die nötig ist, um zu so einer Haltung zu kommen. Aber ich für meinen Teil schäme mich nur all der Stunden, in denen ich nicht gehasst habe, weil mir die Kraft zum Hassen fehlte.

Ich hätte gern den Kopf des Engländers gegen die Wand schlagen wollen. Und dann hätte ich die Kette um seinen Hals gewickelt. Schon so, dass er noch Luft bekäme. Aber eng sollte sie sein, schön eng. Ich überlegte auch, ihn krumm zu schließen, ihm die Füße an den Hals zu ketten, so dass sich sein Körper bogenförmig nach hinten spannt... Und ich würde ihn im Dunkeln lassen. Wasser in Reichweite, meinetwegen. Aber ich würde Zeit vergehen lassen, nicht zu viel, doch mehr als nötig wäre, um die Polizei zu informieren.

Ich wollte in einem kurzen Durchgang ein Maximum an Angst erzeugen, aber doch gewisse Grenzen nicht überschreiten. Ich wollte auch in der Phantasie nicht an den Punkt kommen, wo der zügellose Hass das Kommando führen würde. Mich vom Gentlemanhaften nicht voll und ganz verabschieden. Bin ich da womöglich dem Bild gefolgt, das ich für mich vom Engländer entworfen hatte? Oder war die private Abrechnung eben doch nicht wirklich das, was ich wollte? Wenn nicht ich selbst das Opfer gewesen wäre, sondern mein Frau oder mein Kind? Dann hätte ich diese Abrechnung gewollt. Wenn ich mir damals erlaubt hätte, nur ein bisschen ausführlicher daran zu denken, dann...

Aber so war es, wie es war, und ich wünsche mir jetzt nichts weiter, als die Verbrecher vor Gericht zu sehen. Obwohl - vielleicht nicht einmal das. Wissen Sie, im Grunde interessiert mich gar nicht, wie die Lumpe aussehen. Ich will sie nur im Gefängnis wissen.

Und wo bleibt da der Hass? Was bleibt, ist ganz etwas anderes. Etwas, über das zu sprechen weit unangenehmer ist als meine vergleichsweise harmlosen Hassphantasien: nämlich die positiven Gefühle meinen Entführern gegenüber.

Ich habe meine Autonomie, ein Stück meiner Würde für Dinge wie eine Plastiktüte voller Bücher oder ei-nen funktionierenden Lichtschalter verraten. Und trotzdem ist natürlich nichts weniger verwunderlich als dieser Verrat. Ich hatte allen Grund zur Dankbarkeit. Wie ich Dunkelheit und Lektürellosigkeit 33 Tage lang ertragen hätte, das vermag ich Ihnen wirklich nicht zu sagen. Und darüberhinaus erhöhten die Entführer zumindest mit der Anschaffung der Bücher ihr Risiko, zwar nur minimal, aber immerhin. Warum taten sie das? Aus einer Regung heraus, die man vielleicht doch - Menschlichkeit nennen könnte? Sie taten es, warum auch immer, und dieser Umstand prägte diese 33 Tage. Es hätten meine letzten sein können oder ich hätte an Leib und Seele schwerer beschädigt aus dieser Geschichte hervorgehen können, als ich es jetzt mutmaßlich bin. Andererseits: Dieses Gefühl der Sympathie und der Verlust der Fähigkeit, in eigener Sache hassen zu können, sind nicht das Geringste, was sie mir angetan haben.

4 Der Engländer

(Es klopft.) Das Klopfen war Alltagsritual und Psychoterror zugleich. - „Yes!“ - Umdrehen aufs Gesicht. - „Come in!“ - Die Augen fest zugekniffen, das Gesicht aufs Lager gepresst.

Hände hinterm Kopf verschränkt. „Genickschussstellung“, denkt man unwillkürlich. Nicht wissen, was kommt. Wollen sie etwas von dir? Bringen Sie dich jetzt um? Gibt's was zu essen? Lassen sie dich gehen?

Fast jede Nacht schreckte ich mehrmals auf, weil ich es klopfen hörte. Zwar, meistens war mir klar, dass ich es mir wahrscheinlich nur eingebildet hatte, aber sicher ist sicher. Also hinlegen wie befohlen, aufs Gesicht, und dann: „Ja, yes, come in!“ Ich dachte, das würde für immer bleiben, Nacht für Nacht, auch nach meiner Freilassung. Aber nein. Nichts - zunächst. Erst geraume Zeit später, plötzlich, und dann völlig ritualisiert, unwirklich - tock, tock, tock. Mit allen Nebenwirkungen: Herzrasen, Verkrampfung, Panik. - Seitdem kann ich ziemlich entsetzt auf reales Klopfen reagieren, oder auf einen knarrenden Fensterladen. Senkrecht im Bett sitzen, hellwach, eiskalt vor Schreck. - Couldn't you have used your talents for another profession?

- You don't know what it's like to live on three or five thousand marks a month.

- Don't underestimate my imagination.

- You inherited 300 millions!

- Okay, let's talk about jobs with much higher salaries than 5000 marks.

- Well, you'll be fifty or so before you earn the real big money, and then your life is over. And don't forget, now I won't have to work for years!

- Hm, für ein paar Jahre nur? Ich hätte doch gedacht, dass 30 Millionen für ein ganzes Leben reichen sollten. Allerdings war mir auch nicht klar, wieviel so eine Entführung kostet. Für jeden Anruf fuhr ein paar hundert Kilometer, für jede geplante Übergabe musste ein neuer gestohlener Wagen beschafft werden, und was weiß ich, was der aktuelle Kurs für einen professionellen Schläger ist... Im Nachhinein habe ich erfahren, dass allein die Vorbereitung des Ganzen 200.000 DM gekostet hat. Von den Fluchtkosten ganz zu schweigen... - Will you be able to transport the money?

- I don't know. Maybe we have to burn some of it. After the Oetker case they said it's difficult to carry more than 20 millions. But I don't want to cut a lot of paper into pieces to find out...

- You will enjoy the money?

- Sure!

- Well, it's a lot of money for one person. Of course I don't know if you're a part of a larger organization, but...

- I'm sure you wouldn't want to take the risk to get an answer to that question...

- Das stimmte natürlich. Aber ohnehin erfuhr ich in diesen Unterhaltungen meist irgendwelche Details, die ich lieber nicht erfahren hätte. Egal, während des Gespräches war die Wohltat des Sprechens tonangebend. Es waren die Gespräche als solche, die Erleichterung brachten. Es war das Klischee: wenigstens eine menschliche Stimme. Shen Sie, in diesen 33 Tagen habe ich alles in allem vielleicht eine Stunde mit dem Engländer gesprochen. Diese kurzen Wortwechsel waren Oasen in der Eintönigkeit. Ich übertreibe nicht, wenn ich von einer Wohltat spreche. Ich mochte diese Stimme. Ich fand sie sympathisch. Ich konnte dieses Gefühl analysieren, es war mir unangenehm, aber ich konnte es nicht auf Distanz halten. Ich mochte auch, dass die Stimme Englisch sprach. Manchmal musste ich im Gespräch nach einzelnen Vokabeln suchen, und das verlängerte die Dauer der Unterhaltung, und ich konnte mir im Voraus etwas zurechtlegen, das ich beim nächsten -ersehnten- Wortwechsel sagen würde.

Wie weit geht das? Weit. Sehr weit. Einmal hatte ich die Phantasie, der Entführer sollte mich trösten, mich berühren, die Hand auf die Schulter legen. - Der Wunsch nach der menschlichen Stimme ist schon nicht einfach einzugestehen. Aber der Wunsch nach körperlicher Zuwendung... der überschreitet die Grenze zur Unterwerfung. Da ist nur noch ein krasses Nebeneinander von Allmacht und Ohnmacht, und der Ohnmächtige wünscht nichts sehnlicher als die Berührung des Machthabers. Da ist auch die phantasierte Hand auf der Schulter extrem.

- We are not going to hurt you, we are not going to kill you, I promise.

- Excuse me, may I... May I ask you something?

- Go ahead.
- Do you think sometimes about the price people have to pay for what you're doing?
- You mean the moral question?
- Yes, the „moral question“...
- Well, you don't start a thing like this and suddenly you say to yourself: Heavens, what am I doing? – You think about that before. And then: As long as you don't hurt people or do worse things to them.
- Natürlich. Alles unterhalb von Mord oder Verstümmelung war dann wieder „just business“...
- I wonder what you're doing? I would sleep all day long. (Ab.)

5 Der Schreiber und der Schuster

Und ich? Ich schrieb. Tagebuch. 40 Seiten, eng an eng. Damit konnte ich zwar nicht eingreifen, meine Situation nicht verändern, aber ich konnte mich zumindest ein Stück weit vergegenständlichen. „20:00 Uhr, niemand gekommen, höre auch nichts. Wieder Angst, zurückgelassen zu werden. Wie lange warten? Wann klopfen und rufen? 20:30 Angst wird stärker, schlimmer als gestern.“

Solche Sätze, kaum Reflexionen, und wenn doch, dann nur fragmentarisch, etwa so: „E wütend: alles voller Polizei gewesen. Was, wenn E Gespenster sieht? Gibt es eine Möglichkeit, sich eine Situation auszudenken, die gegen solche Fantasien schützt? Kaum. Diesen Gedanken nicht, unterstrichen, zu Ende denken... Wird ohnehin noch sub linea genügend Panik erzeugen.“ – Daneben Banalitäten wie: „9 Uhr Frühstück, in Klammern Corn Flakes. Gewaschen, Komma, kaltes Wasser. Bis 11:30 Uhr geschlafen. Wieder keine Zeitung. Heute Neuigkeiten erwarten? Besser nicht darauf einstellen.“

Die Angst wurde nicht geringer dadurch, dass ich aufschrieb, dass sie da war. Mit dem Schreiben vergewisserte ich mich auch nicht eines „Kerns“, der von der Angst unberührt blieb, denn da war keiner. Nichts blieb unberührt, ich war der Aufenthaltsort für die Angst. Um genau zu sein: ich war meine Angst, ich bestand aus ihr, und nichts hätte sie in den Griff bekommen können. Nicht, weil es nicht stark genug war, sondern schlichtweg, weil es nicht vorhanden war. Aber das Stück Papier war doch ein Ort, an dem ich aus mir heraus-treten konnte. Wenn man so will, war das Stück Papier der Ort meines ICHs. Ich vollzog buchstäblich die Transzendenz.

Das Wort „zu Hause“ konnte ich nicht schreiben. Ich tat es einmal, und die Folgen waren schrecklich: Es gelang mir nicht mehr, aus den Gedanken zu halten, was ich aus den Gedanken halten musste. Ich kürzte dann ab: „zH“, um nicht in ein schwarzes Nichts zu versinken. (*Licht löschen.*)

Es ist finsterner in diesem Verlies hier als alle Dunkelheiten, die ich bisher kennengelernt habe. Vollständige Schwärze, sobald das Licht gelöscht wird. Die Dunkelheit raubt einem die Luft. Sie wird gegenständlich. „Dick“ ist der einzige Begriff, der mir dafür einfällt. Ich bekam Atemnot, mir wurde schwindelig, ich glaubte, in der Dunkelheit zu ertrinken, hatte das Verlangen, um mich zu schlagen.

Im Keller ist es duster,
 Da sitzt ein armer Schuster,
 Er hat kein Licht, er hat kein Licht,
 Er kennt die liebe Sonne nicht...

(*Licht an.*) Als später das elektrische Licht funktionsfähig gemacht wurde, so dass ich es selbst ein- und ausschalten konnte, kamen mir regelrecht die Tränen, und ich fühlte mich unendlich dankbar. Allerdings war es immer dasselbe, sozusagen monotone Licht. Die Alternative war diese absolute Finsternis. Und auf die Dauer ist sie nicht finster. Man sieht Lichter, farbige Bögen, kleine Blitze. Das unterforderte Sensorium füllt den zu wenig mit Sinnesreizen gefüllten Raum eigenmächtig auf. Bei Licht sah ich manchmal aus den Au-

genwinkeln etwas vorbeihuschen. Oder wenn ich nichts „sah“, verlagerten sich die Halluzinationen ins Akustische, und ich hörte Gesang, Meeresrauschen, ...

6 Verloren gehen...

Ein probates Mittel, mich abzulenken, wären natürlich eigentlich erotische Phantasien gewesen, aber ich muss zugeben, dass mir solche im Keller nur eingeschränkt zu Gebote standen. Einerseits hatte ich mir wohl zu viele Schranken für meine Gedankenspiele auferlegt, aber andererseits war mir auch fast nie danach... Auch meine Träume kümmerten sich um diese Seite des Phantasielebens kaum. Es war ja nicht so, dass mir etwas fehlte, ICH war einfach nicht da. Was meinen Körper anging, so war der nicht mehr als ein Instrument, ein Werkzeug, das ich für den Fall der Freilassung in Ordnung zu halten gedachte, und mein Körper revanchierte sich, indem er nicht weiter in Erscheinung trat – außer bei der Sehnenscheidenentzündung, die ich mir durch mein manisches Hin- und Hergehen an der Kette zugezogen hatte – und abgesehen natürlich von den ständigen Kopfschmerzen. Ich teilte mich auf in mein ICH – oder was man noch dafür halten konnte – und meinen Körper.

Schwer zu sagen, ob diese Abkopplung von meinem Körper mir auch geholfen hat, mich darauf vorzubereiten, dass meine Entführer mir womöglich einen Finger abhacken würden. Sie hatten das in Erwägung gezogen, um ihrer Forderung notfalls Nachdruck zu verleihen. Das klang mir danach, dass sie mich nicht aus purem Vergnügen verstümmeln wollten, und so malte ich mir aus, dass sie mir vielleicht die Wahl ließen. In diesem Fall hätte ich mich wohl für den kleinen Finger der linken Hand entschieden, und ich nutzte die Zeit, um mich ausgiebig von ihm zu verabschieden, nicht ohne ein gewisses Be-dauern, weil ich seine Dienste bisher nicht so recht hatte würdigen können. Zwischendurch fragte ich mich, ob ein kleiner Zeh eventuell leichter zu entbehren sei, aber ich kam zu dem Schluss, dass die Folgeprobleme vermutlich größer wären, beim Skilaufen zum Beispiel. Vor allem aber im Falle meiner Freilassung für den Weg zum nächsten Ort oder zum nächsten bewohnten Haus. Falls ich denn überlebte. So schwankte meine Stimmung also zwischen Winterurlaub und Hinrichtung hin und her.

Ich hatte keine Angst vor dem Schmerz. Aber was ich auf keinen Fall wollte, war ein Déjà-vu der Kidnapping-Situation, einen zweiten Überfall, bei dem sie beispielsweise nachts hereingeplatzt kamen und mir mit einem Beil den Finger abhackten. Weniger schlimm stellte ich es mir vor, wenn es einigermaßen medizinisch zugehe, in so einer Art improvisierter Operation. Ich ging so weit mich zu fragen, ob ich vielleicht dabei zusehen sollte. Was mir aber am meisten zu schaffen machte: Es war die Woche vor Ostern. Das hieß, falls sie den Finger Gründonnerstag in die Post gaben, dann konnte er am nächsten Tag nicht ausgetragen werden. Und kommt am Karsamstag die Post? Wüssten Sie das in so einer Situation? Weiß man das? Ich war mir nicht sicher, jedenfalls nicht hundertprozentig. Wenn aber der Finger erst am Dienstag nach Ostern im Briefkasten läge, dann bedeutete das, dass volle sechs Tage vergehen würden, bevor der nächste Übergabetermin überhaupt nur verhandelt werden könnte.

Sechs Tage. Ohne medizinische Versorgung. Also ein neues Todesrisiko: Wundbrand. Hatten meine Entführer daran gedacht? Ich wusste es nicht. Also setzte ich mich hin und schrieb einen Brief, in dem ich darum bat, mir den Finger doch gegebenenfalls erst Ostermontag abzuhacken, wegen der Postzustellung. Außerdem wies ich darauf hin, dass ich, im Falle einer Entzündung, nur penicillinfreie Antibiotika vertrage. Dann faltete ich den Zettel zusammen und schrieb auf die Außenseite: „Before you cut my finger off: read this!“ Anschließend schob ich ihn in meinen Ärmel, um ihn sofort parat zu haben, wenn es passierte. Als man mich nach der nächsten geplatzen Übergabe immer noch heil ließ, zerriss ich den Brief und warf ihn in das Chemieklo.

Dieser Dualismus - Ich, Körper - hielt indessen noch über den Keller hinaus an. Noch einige Wochen nach der Freilassung hatte ich des öfteren das Gefühl, plötzlich wieder verloren zu gehen, den Kontakt mit der mich umgebenden Welt zu verlieren. Und manchmal war das Gefühl rein physisch, nur auf die Körperoberfläche bezogen. Ich meinte, den Verstand verlieren zu müssen, wenn mein Körper nicht berührt, in den Arm genommen, festgehalten

würde. So als bräuchte es eine Kraft von außen, um mich vor dem Verlorengehen zu schützen, und diese Kraft musste ich an und auf meinem Körper spüren.

Sehen Sie, in diesen dreiunddreißig Tagen ist mein Platz nicht in dieser Welt gewesen. Ich war „außenvor“. Und jetzt, da ich mich dazu habe hinreißen lassen, Ihnen davon zu erzählen, frage ich mich auch, welchen Platz in der Welt diese Erfahrung einnehmen kann. Und wahrscheinlich wird auch sie „außenvor“ bleiben müssen. Mit ihr ist im tiefsten Sinne des Wortes nichts anzufangen. Nichts daraus zu lernen. Dass man einem Menschen nicht auf-lauert oder seinen Kopf gegen einen Betonpfosten schlägt; dass man ihn nicht entführt, knebelt und in einem finsternen Kellerloch festkettet; dass man niemanden aus seinem Leben zu reißen und einen Monat lang in Todesangst zu versetzen hat - das alles war, so meine ich jedenfalls, auch schon zuvor bekannt, und ich habe dem nichts Neues hinzuzu-fügen. Ich habe keinerlei Erkenntnisse von Belang von hier mitgebracht.

7 ...und wiederkehren

- Sie hatten den Kommissar darum gebeten, Ihre persönlichen Unterlagen von uns zurück-zuerhalten.

- Danke. (Schlägt die Mappe auf.) Meine Güte... Peinlich, hm?

- Was denn?

- Die Briefe. Meine Briefe nach draußen. Nichts als peinlich. Ich würde das nicht gerade als „Contenance“ bezeichnen... Hier zum Beispiel: „Ich bin in Panik, Ausrufungszeichen. Die Stimmung hier hat sich, unterstrichen, massiv verschlechtert. Sie drohen damit, mir einen Finger abzuschneiden. Helft mir, in Blockbuchstaben. Schnell, Ausrufungszeichen.“ Eigentlich müsste man das mit kreischender Stimme vorlesen... Oder weiter unten: „Die Entfüh-rer bekommen von mir eine Information, die (Blockschrift) nur Bernhard kennt, so dass sie ihn eindeutig, doppelt unterstrichen, identifizieren können. Schluss mit der Polizeitaktik, unterstrichen, Ausrufung. Ich bin in Lebensgefahr, unterstrichen, Ausrufung. Ich kann nicht mehr, unterstrichen, Ausrufung. Heute nacht muss es klappen, unterstrichen, Ausru-fung.“ Undsoweiter undsoweiter.

- Sie hatten Angst. Verständlich.

- Nein, darum geht es nicht. Diese Briefe hier zeigen, dass sie gerade mal eine Woche ge-braucht haben, um mich auf ihre Seite zu ziehen. Jedenfalls ein Stück weit. „Schluss mit der Polizeitaktik“, das ist doch deren Sichtweise. Und dann diese unsäglichen dauernden Unterstreichungen und Ausrufungen. Mit solchen Briefen habe ich die Sache für meine Frau nicht leichter gemacht. Im Gegenteil. Sie hat mir das ziemlich verübelt, hat sie mir neulich erzählt. Und ich kann das gut verstehen. Dabei habe ich mich damals sogar noch gefragt, ob ich Sätze wie „ich kann nicht mehr“ überhaupt schreiben darf. Aber meine Antwort ist wohl die falsche gewesen.

- Stimmt es denn nicht?

- Ach, darum geht es doch gar nicht! Hier, das hier, das stimmte auch, rein sachlich: „Seit zwei Wochen bin ich jetzt in einem wohl unterirdischen Verlies festgekettet. Ja, das hatte ich bisher nicht erwähnt, um euch nicht zu beunruhigen, aber als ich im vorigen Brief von 18.000 Schritten schrieb, da waren das drei hin, drei her, drei hin, drei her...“ Wen inter-essiert denn, ob das stimmt? Wichtiger ist doch, was hat das da zu suchen? Ist das nicht wieder nur noch eine Kumpanei mit den Entführern? Ich reiche den Terror, der an mir ver-übt wird, einfach an meine Familie weiter, ungefiltert. Herzlichen Dank...

- Sie haben versucht, offen zu sein? Authentisch?

- Ach was, authentisch... Da war keine Authentizität, da war kein Ich! Nicht weil ich mich aufgegeben hätte. Das hat überhaupt nichts mit „Selbstaufgabe“ zu tun. Diese Möglichkeit stand mir ja gar nicht zur Verfügung. Ich wurde ja nicht genötigt, einen Freund zu verraten oder von mir aus eine Telefonnummer oder einen Safecode. Das hätte ich verweigern oder akzeptieren können. Ich sollte auch keine Überzeugung, keine Erkenntnis widerrufen. Beim „Aufgeben“ geht es doch letztlich um die Entscheidung, standzuhalten oder einzuknicken. Aber in meinem Fall war es einfach so, dass ich ein Tauschobjekt darstellte - Körper gegen Geld - und als Ich, als Subjekt keine Rolle spielte.

Ich wurde zwar am Leben gelassen, aber als Person ausgelöscht, zumindest zeitweise. Es war belanglos, wer ich war. Das war ja keine politische Entführung. Es ging um Geld. Meine Familie ist vermögend, oder wurde zumindest dafür gehalten. Doch das ist nicht der eigentliche Punkt. Der Punkt ist: Es geht nicht um mich. Ich zähle nicht mehr, ich werde gezählt. Das ist es, was diesen Zustand von Auflösung, von Verlorengehen erzeugt. Geborgen - geborgen habe ich mich erst wieder gefühlt, als ich nach meiner Freilassung die ersten erleuchteten Fenster durchs Dunkel schimmern sah. Das hat man heutzutage selten, hab ich noch gedacht, kommt aus dem dunklen Räuberwald und sieht die Lichter des Dorfes. Ich mag die Zivilisation schon sehr. Trotz allem.

Allerdings, dabei fällt mir ein: einmal war es umgekehrt, zu Beginn meiner Entführung. Da gab es diese frappante Situation, in der mir eine instinktive, reflexhafte Eingebung völlig konsequenzlos vor Augen stand. Kennen Sie das, dass eine Überlegung sich klar und deutlich im Kopf manifestiert, ohne dass man ihre Bedeutung erfasst? Ich war noch einmal nach draußen gegangen, um das Tor zur Einfahrt zu schließen, und als ich zurückkam, da hörte ich in der Hecke neben der Garage ein Geräusch. Ein Rascheln. Nicht weiter verwunderlich eigentlich, es gab dort oft Mäuse oder Vögel - und Katzen, auf der Suche nach Mäusen oder Vögeln. Aber dieses Geräusch war anders. „Zu laut für eine Katze“ - dachte ich. Der Gedanke war vollständig und klar in meinem Kopf aufgetaucht, so wie ein Gegenstand, über den man stolpert. Und genau so klar war mir die Schlussfolgerung: „Zu groß für eine Katze“. Egal, was es war, dass dort in der Hecke zu laut für eine Katze raschelte - es hatte da ja wohl eigentlich nichts zu suchen. In diesem Moment kein moderner Intellektueller zu sein, sondern ein Eingeborener, ein Wilder, der im Moment der Wahrnehmung die Konsequenz zieht, sofort, instinktsicher, der zurückspringt und flieht... nun ja. So bleibt mir nur die Erinnerung an einen absurd konsequenzlosen Gedanken, der sich in mir ohne Eile zu Ende spricht: „Zu groß für eine Katze“...

8 Hochachtungsvoll Dr. Falck

Haben Sie das hier gesehen? Diese Einladung anlässlich der Verleihung eines Journalistenpreises, verbunden mit der Bitte, eine kleine Festrede zu halten über, Zitat, „Presseberichterstattung im allgemeinen und in Ihrem Fall speziell“. Gezeichnet Dr. Falck, Springer Verlag.

Wie finden Sie das? Dieselben Leute, die sich noch vor kurzem das Foto beschafft haben, das meine Frau für Veröffentlichungen ausdrücklich hatte sperren lassen. Dieselben Leute. Das Bild von meiner geschundenen, geschwollenen Visage. Blutig, schrundig, misshandelt. Wissen Sie, das ist mir egal. Sollen Sie doch. Ein Bilddokument, ein beliebiges, aber das bin nicht ich. -- Und trotzdem... jetzt... plötzlich... Auf einmal wird mir das klar, jetzt, wo ich meine eigene Zurschaustellung auch noch kommentieren soll: davor - danach. Das - das schmerzt. Das widert mich an. Ich... ich... ich kann das nicht mehr ertragen!! Ich kann das nicht mehr ertragen! (Auf und ab, drei Schritte nach links, drei nach rechts.) Lassen Sie mir bitte einen Wagen rufen, ja? (*Kriminalab.*) Drei... sechs... neun... zwölf... fünfzehn... achtzehn... einundzwanzig... vierundzwanzig... vierund... (*Hält inne.*) Versteht mich jemand? Kann mandas verstehen?... Nichts ist vorbei. Das ist die Erkenntnis aus 33 Tagen. Nichts wird jemals vorbei sein. Von jetzt auf gleich tut sich die Erde auf, und ich bin wieder hier drin. Wie soll ich das beschreiben? Totale Lähmung. Reduziert auf eine einzige Empfindung: völlige Verzweiflung. Und zugleich bebend vor Anspannung, Erwartung... Warum kommt jetzt keiner!! ... Es war so grauenhaft. So grauenhaft. „You'll be able to enjoy your life more than ever before!“ Noch so eine Floskel des Engländers. Die Entführung als wohlfeile Gratisektion in Lebensfreude für einen übersättigten Millionenerben... Möge er im Knast verfaulen für diese ignorante Unverfrorenheit.

9 Flaschengeist

Wissen Sie, in den Erzählungen aus „Tausendundeiner Nacht“, da gibt es diese Episode über einen aus seiner Flasche befreiten Geist, der seinem Retter mitteilt, die ersten tausend Jahre, da habe er ihm alle Schätze der Welt versprochen - aber jetzt, jetzt wolle er

ihn eigentlich nur noch umbringen. Seit ich hier unten gewesen bin, verstehe ich den Djinni. Aber das ist schwer zu erklären. Im Grunde geht es darum, dass man sich auf seine Befreiung nicht mehr richtig freuen kann. Die Fähigkeit, sich zu freuen, ist beschädigt. Aber das ist nur der eine Punkt. Der andere ist, dass man meint, nicht mehr so recht in diese Welt zu passen, in die man da entlassen wird. Man will sich gar nicht rächen. Man will nur die ganze Bagage nicht mehr, die Last nicht wieder aufnehmen, nachdem einem die Lust, sie zu tragen, so gründlich abhanden gekommen ist.

Sicherlich klingt Ihnen das zu melodramatisch. Es waren ja nur 33 Tage Unbequemlichkeit und meinethalben Angst. Es war, wie der Engländer sagen würde, die „de luxe version“ und nicht Jahre der Isolation. Es war auch keine Folter, jedenfalls nicht verglichen mit dem, was täglich auf der Welt geschieht.

Man gewöhnt sich an alles, heißt es, und das scheint wohl zu stimmen. Allerdings möchte ich darauf hinweisen, dass Gewöhnung in meinem Falle bedeutet, dass die Seele den Schrecken aus dem Akuten ins Chronische verlagert, dass sich das Unglück nach innen ausdehnt. Und die Stärke, die man daraus gewinnt, gewinnt man dann eben aus Ressourcen, die später nicht mehr zur Verfügung stehen.

Ich weiß von vielen Fällen, in denen Menschen schwerste körperliche und seelische Traumata erlitten haben und sich dann nach der ersten Erholung – oder manchmal erst Jahre danach – getötet haben. Diese Menschen verstehe ich jetzt ziemlich gut. Damit man DAS nie wieder erleben muss, gibt es im Grunde nur ein Mittel, den schnellen – selbstgewählten – Tod. Er scheint ein leichtes gegenüber einem Leben, in dem offenbar nicht ausgeschlossen werden kann, dass DAS wieder geschieht. Und das führt dann eben sehr schnell zu der nahe liegenden Konsequenz, dieses Ende selbst herbeizuführen und in ihm autonom zu bleiben. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich habe mir das nicht vorgenommen, aber eigentlich nur aus einem Pflichtgefühl gegenüber meiner Familie heraus.

Am 25. März bin ich entführt worden; am 24. April gelang endlich die Geldübergabe; und in der Nacht zum 27. April wurde ich freigelassen. (*Er geht zur geschlossenen Tür. Klopf. Bewohner öffnet.*)

- Ja bitte?

- Entschuldigen Sie die späte Störung, aber dürfte ich vielleicht mal meine Frau anrufen?

- Wissen Sie wie spät es ist?

- Ja, und ich kann Ihnen das auch erklären, obwohl es wahrscheinlich nicht besonders glaubhaft klingt. Sehen Sie, ich war entführt und bin gerade eben wieder freigelassen worden.

- Bitte? Und sind Sie in Ordnung?

- Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Es ist jetzt vorbei.

ENDE

© Alle Rechte bei den Autoren